



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stutzer, E.: Bismarck und Thiers als Unterhändler : 2. Die
Friedensverhandlungen im Februar 1871

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Erfahrungsschatz des Internationalen Vereins strömt unaufhörlich eine Fülle fruchtbarer Anregungen in das Telegraphenwesen der Vereinsländer über; jede Verkehrs erleichterung, jede neue, bewährte Einrichtung im Weltverkehr kommt damit auch dem innern Verkehr zugute. Andererseits kommen aber auch aus den Einzelländern wertvolle Fingerzeige für den weitem Ausbau des Telegraphenwesens, Beobachtungen aus dem reichen Wundergebiete der Elektrizität usw. Eine große Fülle technischen und wissenschaftlichen Materials vereinigt sich in dem Sammelbecken des Internationalen Bureaus zu Bern, wo es für den Weltverkehr nutzbar gemacht wird.

Das Arbeitsfeld des Internationalen Telegraphenvereins hat keine Grenzen. Natur und Technik stellen ihm immer wieder neue Aufgaben. Schon ist das Fernsprechwesen über die einzelnen Ländergebiete hinausgewachsen und bedarf der internationalen Regelung. Vor fünfzig Jahren wurde das erste transatlantische Kabel in Betrieb genommen und Europa und Amerika trotz des Ozeans bis auf wenige Minuten einander nahe gebracht. Es hat langer, schwieriger Verhandlungen bedurft, um den Kabelschutz international zu regeln und in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Vereinststaaten zu bringen. Jetzt gehts, wenn auch noch nicht mit gesichertem Betrieb, schon ohne Kabel, losgelöst von der Materie, auf unsichtbaren Ätherwellen durch den unendlichen Raum über Länder und Meere hinweg; und mit dem Tage, der den unanfechtbaren Beweis der Funkentelegraphie brachte, wurde die internationale Verständigung über dieses wunderbare Verkehrsmittel zur brennenden Frage, die durch den Berliner Vertrag von 1906, der am 1. Juli d. J. in Kraft getreten ist, vorläufig gelöst erscheint. Neue Fragen werden aus dem Hin- und her des telegraphischen Weltverkehrs erstehn und dank der sichern Grundlage, auf der der Internationale Telegraphenverein beruht, ihre Lösung finden. Hoffen wir, daß er durch sein gemeinsames Wirken in nicht zu ferne Zeit auch die Frucht des Einheitstarifs zur Reife bringen werde!



Bismarck und Thiers als Unterhändler

Von E. Stutzer in Görlitz

2. Die Friedensverhandlungen im Februar 1871



ach Thiers' Abreise nahm die Belagerung von Paris ihren Fortgang, und viele Wochen hindurch verlautete in bezug auf Friedensabsichten und Unterhandlungen nichts bestimmtes. Am 18. November äußerte Bismarck zu dem badischen Minister von Freyhof: „Monate werden vergehen, ehe es dazu kommen kann.“ Er rüstete sich aber in der Stille, um sofort bereit zu sein, mit dieser oder jener Partei die Unterhandlungen zu beginnen. Denn er sah die Aufgabe

der deutschen Diplomatie in der Beschleunigung des Friedensschlusses, damit die neutralen Mächte verhindert würden, sich über ihre Einmischung zu verständigen. Er holte in bezug auf die Kriegskostenentschädigung Gutachten von Finanzmännern ein und beschäftigte sich vor allem mit der Frage, die er schon in dem (oben S. 321 angeführten) Rundschreiben vom 13. September betont hatte, auf welche Weise Deutschland seine Grenze zu sichern habe. Im April des Revolutionsjahres 1848 hatte er die Befreiung Polens ein weniger würdiges Ziel des Ehrgeizes genannt als „die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen“. Jetzt konnte er dieses Ziel erreichen, jetzt schaute ganz Deutschland auf die „wunderschöne Stadt“, auf die Bismarck als Realpolitiker aber nur deshalb blickte, weil sie für ihn der „Schlüssel zum eignen Hause“ war, weil er Deutschland mit allen Kräften gegen erneute Angriffe sichern wollte. Nicht um ein Beutestück war es ihm zu tun, sondern um Bürgschaft des Friedens. Er betrachtete die Erwerbung des Elsaß als Schlüsselstein der deutschen Einheit, da „der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, Süddeutschland wirksamer von Norddeutschland trennte als die politische Mainlinie“ — so äußerte er in der wichtigen Reichstagsrede vom 2. Mai 1871. Und wie auf Straßburg, so schaute er auch auf Metz. Schon in dem uns bekannten Rundschreiben vom 16. September hob er hervor, daß die beiden Festungen in deutscher Hand nur defensiven Charakter gewönnen. Offenbar war er aber, wenigstens nach der am 4. November zu Thiers getanen Äußerung (oben S. 326), in bezug auf die Forderung von Metz nicht so fest entschlossen wie wegen Straßburgs; in diesem Punkte kann ich der Ansicht von Lorenz (S. 509) nicht ganz beipflichten. Grundsätzlich war er zu keiner Zeit gegen die Erwerbung von Metz*); er betrachtete die Angelegenheit ausschließlich vom Standpunkte des Schutzes und der Sicherheit der deutschen Grenzen. Auch in dieser Frage gingen nun die Meinungen der einflußreichen Persönlichkeiten zuzeiten auseinander. In fürstlichen Kreisen wurden grundsätzliche Bedenken geäußert; und nicht nur das. Sprach doch sogar der preußische Kronprinz in einer vorübergehenden Stimmung der Entmutigung am 9. Januar, wie sein Generalstabschef Blumenthal schreibt, „von Frieden à tout prix und Herausgabe des eroberten Landstriches, selbst Lothringen und Elsaß“.

Ob sich die Forderung von Metz wirklich würde aufrechterhalten lassen, darüber stiegen in Bismarck erst dann ernste Zweifel auf, als seine Sorge, den Frieden zu Deutschlands Vorteil zu sichern, immer dringender wurde. Rußland hatte am 31. Oktober erklärt, daß es sich an den Pariser Vertrag von 1856 nicht mehr gebunden erachten könne. Die dadurch aufgerollte Schwarze-Meer-Frage stand anfangs „recht wie ein drohendes Gewölk“ am politischen Himmel;

*) Vgl. darüber im allgemeinen die Schrift von Jacob, Bismarck und die Erwerbung Elsaß-Lothringens 1870/71 (Straßburg, 1905, van Houten).

doch Bismarck griff sie mit gewohnter Tatkraft und „am rechten Ende“ an: er schlug Konferenzen vor betreffs Revision des Pariser Vertrages. Sie begannen in London am 17. Januar. Am 20. fragte die englische Regierung bei Bismarck an, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt sei, und an demselben Tage äußerte General Trochu, der Befehlshaber von Paris, das Verlangen nach einem Waffenstillstande. Bismarck war gerade im Begriffe, sich dem früheren napoleonischen Minister Duvernoy zu nähern, der ein Einverständnis zwischen der Kaiserin Eugenie und ihrem Gemahl zustande gebracht hatte. Es mußte also die Entscheidung darüber fallen, ob die Friedenspräliminarien mit der Republik oder mit den Vertretern Napoleons zu eröffnen waren. Von der Verantwortlichkeit, die auf dem Kanzler bei diesem Höhepunkte seiner Aufgabe lastete, kann man, wie Lorenz (S. 519) sagt, nur schwer ein sicheres Bild gewinnen. Gerade in dem Punkte zeigte sich „seine ungeheure Überlegenheit in der Beurteilung der schwierigsten politischen Lagen, daß er im richtigsten Augenblick in rascher Entschlossenheit jenen günstigsten Fall zu ergreifen wußte, der ein alle Erwartungen übertreffendes Ergebnis für Deutschland hervorgebracht hat“. Vergessen wir aber nicht, daß bei den gegeneinander wirkenden Strömungen, wo es galt, den so verschiedengearteten Persönlichkeiten gerecht zu werden, Wilhelm der Erste schließlich stets auf die Seite seines Reichskanzlers trat, der jetzt den Grundsatz zur Geltung brachte: *cedant arma togae*. Bismarck war übrigens nach Moons Äußerung in einem Briefe vom 21. Januar „kränker als er selbst und andre glauben, daher häufig verstimmt und in gewissen Punkten sehr gereizt“.

Favre mußte sich also schweren Herzens zum abermaligen Gange ins deutsche Hauptquartier entschließen, um die im November abgebrochenen Verhandlungen wiederaufzunehmen. Am 23. Januar erfolgte seine „alles elektrifizierende“ *) Ankunft in Versailles, und die Unterhandlungen wegen der Kapitulation von Paris und des Friedensschlusses begannen. Sie sind, wie sich jetzt nachweisen läßt, in den französischen Berichten pathetisch ausgeschmückt, auch in den häufig gelesnen des Grafen Hérisson, der als Ordonnanzoffizier Trochus Favre begleitete. Sehr bezeichnend ist der Vergleich, den er in bezug auf Bismarck zieht: er kam ihm einigemale, als die Verhandlungen vorübergehend in ein stilleres Fahrwasser glitten, wie ein Löwe vor, der ruhend schnurrt, gleich einer Katze, die man streichelt. Der Reichskanzler ließ nun von Anfang an darüber keinen Zweifel, daß die deutsche Diplomatie jetzt unbedingt den kürzesten und sichersten Weg zum Frieden betreten und unter Umständen mit Napoleon abschließen würde; der Bemerkung Favres, die Zurückführung des Kaisers entflamme den Widerstand des Volkes, setzte Bismarck den Hinweis darauf entgegen, daß der Bürgerkrieg in Frankreich den Deutschen nicht schaden könne. Erst am 28. Januar fiel die vorläufige Entscheidung: Paris kapitulierte, alle Forts wurden den Deutschen

*) So schreibt der Vorleser des Kaisers, der Geheime Hofrat Schneider (Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. Berlin, 1888. III, S. 160); über Thiers teilt er nichts Bemerkenswertes mit.

übergeben, die Truppen blieben kriegsgefangen in der Stadt, und ein Waffenstillstand von einundzwanzig Tagen wurde abgeschlossen, damit eine freigewählte Vertretung des französischen Volkes zur Entscheidung über Krieg oder Frieden zusammentreten könne. Wegen der Bedingungen erklärte der Kanzler, er dürfe nur gegenüber den von der Nationalversammlung bevollmächtigten darüber reden.

Kaum war der Vertrag unterzeichnet, da kehrte Duvernoy von Wilhelmshöhe zurück; der Kanzler ließ ihn, wie es heißt, wissen: „Zwanzig Minuten zu spät.“ Wie angestrengt in jenen Tagen Bismarcks Tätigkeit war, lehrt eine Stelle aus dem Briefe Sakfelds vom 3. Februar: „Gestern war es mir zum erstenmale, nachdem die Unterhandlungen begonnen haben, möglich, für eine Stunde auszugehen, aber ich mußte zuvor den Minister fragen, ob er nichts gegen mein Fortgehen einzuwenden hätte“; und am folgenden Tage schreibt Wefen: „Der Waffenstillstand macht uns mehr Arbeit, als der Krieg es getan, und der Friede, bis er zustande kommt, wird noch mehr machen.“ Derselbe Wefen berichtete nun am 10. Februar dem Großherzog von Baden, Bismarck meine, Meß nicht behaupten zu können. Zu dieser Ansicht war der Kanzler damals (vgl. das oben S. 417 bemerkte) infolge der wenig günstigen Erfahrungen gekommen, die man mit der deutschen Verwaltung in den französischen Gebieten gemacht hatte, und er suchte sich wenigstens für den äußersten Notfall die Möglichkeit zu sichern, den Verzicht auf Meß nach Schleifung der Festungswerke auszusprechen, wenn der Friede davon allein abhängen sollte. Den preußischen Kronprinzen und den Großherzog von Baden gewann er auch für diese seine Ansicht. In stiller Überlegung gelangte man in Versailles zu der gleichsam unwillkürlichen Übereinstimmung, wie Lorenz sagt, daß sich eben nicht alle Friedensbedingungen in der gewünschten Weise durchführen ließen.

Von dieser Lage der Dinge hatte Thiers keine Ahnung, als er, von Favre begleitet, Dienstag den 21. Februar etwa halb zwölf Uhr wiederum in Versailles erschien, diesmal aber mit unbeschränkter Vollmacht. Denn nachdem Gambetta, der den Waffenstillstand nur zu neuen Rüstungen benutzen wollte, genötigt worden war, seine Entlassung einzureichen (6. Februar), hatte die Nationalversammlung in Bordeaux am 17. Februar Thiers zum Haupt der vollziehenden Gewalt erwählt. Er bildete ein Ministerium, in dem Favre das Auswärtige übernahm, und war fest entschlossen, den Frieden herbeizuführen. Bismarck gegenüber hub er wiederum an, von Europa zu sprechen. Daher trat ihm der Kanzler abermals mit der Drohung entgegen, man könne ja auch mit Napoleon unterhandeln. Auch machte er ihm eine heftige Szene, weil die französische Parlamentskommission, die Thiers bei den Unterhandlungen zur Seite stehen sollte, die englische Vermittlung angerufen hatte, um freie Reisepässe für Paris zu erhalten. Thiers, der „sehr gut“ aussah, noch „ebenso rundlich wie früher“, machte sich nun, abgesehen von den Kriegskosten, gefaßt auf den Verlust des Elsaß und eines Teiles von Lothringen, auch auf Verringerung der Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, er hoffte aber, Meß zu retten. Um das Schicksal dieser Feste und in zweiter

Linie um die Höhe der Kriegskostenentschädigung handelte es sich bei den Unterredungen Bismarcks mit Thiers, zu dem sich vom 23. bis 26. Favre gesellte. Nach der ersten Unterhandlung am Nachmittage des 21. erzählte der Kanzler seinen Tischgästen: „Wenn die Franzosen uns eine Milliarde mehr gäben, so könnte man ihnen Metz vielleicht lassen. Wir nähmen dann 800 Millionen und bauten uns eine Festung ein paar Meilen weiter zurück, etwa bei Falkenberg oder nach Saarbrücken hin — es muß doch dort einen geeigneten Platz geben. So profitieren wir noch bare 200 Millionen. Ich mag nicht so viele Franzosen in unserm Hause, die nicht drin sein wollen. 's ist mit Belfort ebenso; auch dort ist alles französisch. Die Militärs aber werden Metz nicht missen wollen, und vielleicht haben sie recht.“ Also der Kanzler hatte sich damals durchaus noch keine feste Ansicht gebildet über die Frage, und vor dem Beginn der eigentlichen Unterhandlungen war darüber noch nichts entschieden.

Thiers hoffte noch immer, den Sieger erweichen zu können, überschätzte noch immer den Einfluß seiner Persönlichkeit (deshalb unterredete er sich an den beiden ersten Tagen allein, ohne Favre, mit Bismarck) und suchte am Mittwoch den 22. Februar auch durch Audienzen beim Kaiser und beim preussischen Kronprinzen etwas auszurichten, besonders in bezug auf Metz und wegen des Verzichts auf den Einzug in Paris. Der Kronprinz hatte am 21. Februar in sein Tagebuch geschrieben: „Ich meine, Metz könne allenfalls geopfert werden. Bismarck stimmt mir zu, besorgt aber, den militärischen Forderungen gegenüber den kürzeren zu ziehen.“*) Wie entschlossen diese geltend gemacht wurden, das lehren am besten die zornigen Äußerungen Blumenthals, dem es aber doch nicht gelang, den Kronprinzen, der so große Stücke auf ihn hielt, umzustimmen. Am 22. nun stellte der Kanzler als Friedensbedingungen hin: Abtretung des Elsaß mit Belfort, Deutsch-Lothringens mit Metz, sechs Milliarden Kriegskostenentschädigung und Einzug eines Teiles der Truppen in Paris; von irgendwelchen weiteren Verhandlungen darüber wollte er zunächst nichts wissen. Thiers konnte sich im Laufe der Erörterungen so wenig beherrschen, daß er ausrief: C'est une indignité! Bismarck ließ sich dadurch gar nicht irre machen, bediente sich jedoch der deutschen Sprache, die der Franzose ja nicht verstand. Nun lenkte dieser ein, und der Kanzler erteilte ihm einen kleinen, aber feinen Denzettel durch die Bemerkung: „Als Sie vorhin von indignité redeten, fand ich, daß ich nicht genug französisch verstehe, und zog daher vor, deutsch zu sprechen.“ Thiers meinte, sich nur zu 1500 Millionen Kriegskostenentschädigung verstehen zu dürfen, rief aber in der Erregung einmal aus: „Lieber noch eine Milliarde mehr, wenn wir nur Metz behalten.“ Da soll Bismarck, von dem auch die Äußerung überliefert ist: „Ihr werdet zahlen, ohne es zu merken“,

*) „Militärischerseits beklagte man sich, daß der Reichskanzler jedem Rate und Wunsche unzugänglich sei, wenn er nicht auf einer unumgänglichen militärischen Notwendigkeit basiere“, heißt es bei Schneider a. a. D. S. 174.

geantwortet haben: „Also steht doch noch eine Milliarde mehr zu Ihrer Disposition? Das will ich mir merken. Denn bis jetzt wurde mir von allen Seiten gesagt, Frankreich habe gar nicht Geld genug, um so viele Milliarden zu bezahlen.“ Als Thiers einmal das Wort Europa wieder über die Lippen kam, unterbrach er sich sofort und bat um Entschuldigung; Bismarcks Mahnung am Tage zuvor hatte also die gewünschte Wirkung gehabt. Das Endergebnis der Unterhandlungen am 22. Februar, wo der Waffenstillstand nach langem Sträuben bis zum 26. abends verlängert wurde, faßte Hagfeld dahin zusammen: „Niemand weiß, wozu sie führen werden!“

Am 23. Februar wurden sie nicht fortgesetzt, sondern Thiers wollte sich zuvor in Paris mit der Kommission beraten. „Der arme Mann soll doch recht herunter sein“, schreibt Abeken in seinem Tagebuche (S. 508). „Der Minister sagte, daß er vor innerer Aufregung kaum sprechen könne, und daß er, je bewegter er sei, um so leiser und unverständlicher spreche.“ Bismarck hatte mit seinem Scharfsinn herausgemerkt: dem Franzosen war es trotz überreichlichen Wortschwall's doch nicht so bitterer Ernst mit der Weigerung des Verzichts auf Metz, daß er deshalb die Friedensausichten ernstlich gefährden würde. Deshalb ließ der Kanzler am Nachmittag durch Reudell dem Großherzog von Baden mitteilen, es sei sehr wünschenswert, den Franzosen keinerlei Andeutung von der nachgiebigen Stimmung in bezug auf Metz zu machen. Seinen Tischgästen gegenüber erklärte Bismarck: „Wir behalten Metz“, und Thiers sprach abends in Paris vor der Kommission von dem Verluste der Festung; er war nur über den Lauf der Grenze namentlich bei Belfort noch in Sorge.

Auch Freitag, den 24. Februar, erfolgte noch keine Entscheidung, doch wurde der Waffenstillstand bis zum 3. März verlängert; von ein bis halb sechs Uhr verweilten Thiers und Favre beim Reichskanzler. Die Unterredung bewegte sich „in großen Umrissen“. Es wurde der (von den beiden Franzosen allerdings nicht berichtete, aber anderweitig aufs beste bezeugte) Vorschlag gemacht, Luxemburg an Deutschland zu bringen und dafür Metz bei Frankreich zu lassen. Jedoch Bismarck erklärte sofort, es sei ausgeschlossen, daß Frankreich Metz behielte; denn diese Festung bedeute für Deutschland in militärischer Beziehung noch bei weitem mehr als Straßburg und könne durch kein andres Zugeständnis aufgewogen werden. Bei dem Kanzler machte sich also die Wucht der militärischen Gründe wieder voll geltend, sobald es sich herausgestellt hatte, daß die Franzosen nicht unbedingt an Metz festhalten würden. Thiers war zu klarsehend, „um einen so aussichtslosen Kampf fortzusetzen“, und versuchte nunmehr, wenigstens Belfort für Frankreich zu retten. Etwa zwei Stunden lang währte das diplomatische Ringen um diese Festung. Bismarck hob hervor, das ganze Elsaß müsse wieder an Deutschland fallen. Darauf konnte Thiers geltend machen, Belfort gehöre durchaus dem romanischen Sprachgebiete an, und erging sich bald in Drohungen bald in Bitten. Bliebe ihm Belfort, so wollte er sofort unterzeichnen; beharre Deutschland aber auf dem Erwerb der Feste, so werde

Frankreich bis zum letzten Atemzuge kämpfen. Auch gegen den Einzug der Deutschen in Paris sträubte sich Thiers hartnäckig. Plötzlich stellte ihm Bismarck die Alternative: entweder Belfort oder Einzug in Paris; da entschied sich Thiers natürlich sofort für die Rettung der Festung und nahm den Einzug der Deutschen in Paris mit in den Kauf.

Nach Favres Darstellung soll Bismarck, durch die Furcht vor dem Kampfe „bis zum letzten Atemzuge“ oder vor der Gefahr eines nahen Nachkrieges erschüttert, seine Forderung ermäßigt und zweimal den Kaiser und Moltke aufgesucht haben; das Ergebnis ihrer Besprechung sei dann der Verzicht auf Belfort gewesen. Die deutschen Berichte lassen den Hergang in anderm Lichte erscheinen, und von „Furcht“ Bismarcks kann selbstverständlich keine Rede sein. Bezeichnend ist seine von Thiers selbst erwähnte Klage, man werfe ihm in Deutschland vor, daß er die von Moltke gewonnenen Schlachten durch seine Nachgiebigkeit verliere. Etwa um zweidreiviertel Uhr waren sich die Unterhändler darüber einig, daß Elsaß ohne Belfort, aber Deutsch-Lothringen mit Metz an Deutschland fallen und daß fünf Milliarden gezahlt werden sollten. Bismarck sandte dann gegen drei Uhr Abeken zum Kaiser und ließ ihm melden, wenn er diese Bedingungen genehmige, so könne am folgenden Tage unterzeichnet werden. Abeken traf den Herrscher nicht an und begab sich deshalb nach vier Uhr wiederum zu ihm; der Kaiser war mit allem einverstanden, wenn Moltke wegen Belforts keine zu großen Bedenken trüge, und rief Abeken noch aus dem Fenster nach, er solle sich erkundigen, ob auch die Schlachtfelder vom 16. und 18. August einbegriffen wären. Unterdessen hatte Bismarck bei Moltke angefragt und war von diesem persönlich seiner Zustimmung zum Verzicht auf Belfort versichert worden. Nachdem somit eine völlige Einigung erreicht war, trat die Dinerpause ein, und darauf folgte nur noch eine kürzere Unterredung über die Abtretung der Soldatengräber und die Abgrenzung des Rayons um Belfort. Etwa um zweieinhalb Uhr erreichten die Verhandlungen für diesen Tag ihr Ende, und Abeken berichtete dem Kaiser sofort über das Ergebnis. Nicht dahin also kann es zusammengefaßt werden (wie es an jenem Tage geschah), daß Bismarck Belfort aufgegeben und nur dadurch es verstanden habe, Metz zu gewinnen, sondern weil man deutscherseits schon am 23. Februar an Metz festhielt, so suchte Thiers wenigstens Belfort zu retten, und es gelang ihm.

Wiel anstrengender als am 24. Februar sollten namentlich für Bismarck, der zudem (ganz so wie sein kaiserlicher Herr seit dem 5. Februar) an heftigem Rheumatismus litt, die Verhandlungen am folgenden Tage werden, über die wir verschiedene sehr eingehende Berichte besitzen, sodas wir mancherlei Ungenauigkeiten in den Erinnerungen von Thiers nachweisen können. Um zwölf Uhr erschienen der bayrische und der badische Minister, Bray und Jolly*), später

*) Zwischen Thiers und Jolly kam es zu einer ähnlichen Szene wie zwischen Rante und Thiers in Wien. Dieser fragte den Berliner Historiker bekanntlich: „Mit wem führt ihr

auch der württembergische, von Wächter, um als Vertreter der süddeutschen Staaten, die selbständig den Krieg erklärt hatten, „mitzuwirken“, das heißt nur zuzuhören und zu unterschreiben, wie Tolly hervorhebt, der die Verhandlungen „eines der gewaltigsten Dramen, das sich denken läßt“ nennt und die Szene im Versammlungsfaale „das Grandioseste, was die Phantasie eines Dichters ersinnen, der Pinsel des genialsten Meisters darstellen könnte“. Die Unterhandlungen begannen etwa um ein Uhr, währten, nachdem eine kurze Essenspause um sechs gemacht worden war, bis nach neun Uhr und wurden hauptsächlich zwischen Bismarck und Thiers geführt; Favre sprach sehr wenig. Tolly schildert, wie Bismarck „geradezu bezaubernd war, von großartiger Liebenswürdigkeit und liebenswürdiger Größe. Wenn Thiers sich zu sehr in langen Klagegeden erging, ohne bestimmte Gegenvorschläge zu machen, kam zur rechten Zeit ein seufzendes Stöhnen über die unerträglichen nervösen Schmerzen, die ihn fürchten ließen, die Verhandlungen nicht fortführen zu können; oder auch einmal in verbindlichster Form ein scharfer Sarkasmus, zum Beispiel: ich würde mich im Vertrauen auf Herrn Thiers gern mit geringern Garantien begnügen, wenn er erblicher König von Frankreich wäre; aber Herr Thiers ist durch seine Beredsamkeit verwöhnt, durch die er stundenlang große Versammlungen fesseln kann; wir werden aber, wenn wir uns nicht einigen, in dreißig Stunden wieder schießen, und dergleichen mehr. Wirklich imponierend war aber der Hüne zweimal, wenn er vollkommen chevaleresk und ohne jegliche persönliche Härte, um zum Abschluß zu kommen, erklärte: nicht der Sieger, sondern der Besiegte hat nachzugeben. Es ist doch ein ganz eminenten Mensch, der trotz manchem wunderbarlich Bizarren doch als echtes Genie bei aller Kraft innerlich maßvoll ist.“

Die stundenlangen Debatten bewegten sich nach Tollys Darstellung zunächst um die Grenze bei Belfort — ohne Erfolg für die Franzosen, dann um die Art und Weise der Kriegskostenzahlung, worüber der anwesende Baron Rothschild ein Gutachten abgeben sollte, dann um die zu besetzenden Teile von Paris, die Art der allmählichen Räumung der besetzten Gebiete, schließlich die Verpflegung der Okkupationstruppen. Bismarck gedachte an diesem Tage abzuschließen, weil er nach seinen frühern bestimmten Erklärungen den Waffenstillstand nicht verlängern konnte.

Auch am 25. Februar kamen die Verhandlungen aus verschiedenen Gründen noch nicht zum Abschluß. Rothschild machte geltend, Thiers hätte ihm nicht genügende Unterlagen für die finanziellen Vorschläge verschafft, und darüber hatte Bismarck dann noch eine „kleine Privat Szene“ mit dem französischen Staats-

denn nach dem Sturze Napoleons eigentlich noch Krieg?“ und erhielt die Antwort: „Mit Ludwig dem Vierzehnten.“ Als er in Versailles vernahm, Tolly stamme aus einer Hugonottenfamilie, rief er ihm zu: „Hören Sie die Stimme Ihres alten Vaterlandes!“ Tolly aber entgegnete ihm: „Der Ton, den ich hier am deutlichsten vernehme, ist der Ton der Glocke, die das Zeichen zur Bartholomäusnacht gab.“

manne. Dieser verzögerte den Abschluß auch dadurch, daß er nach unaufhörlichem Hin- und Herreden, wobei er eine unglaubliche Unwissenheit in der Erdkunde offenbarte, eine neue Fassung gewisser Bestimmungen verlangte, die inhaltlich ganz mit dem deutschen Vorschlage übereinstimmte. Auch da, wo er grundsätzlich nachgegeben hatte, „zerzte er mit seinem quengelnden, unpraktischen Wesen noch hin und her“. Wie stürmisch dadurch die Verhandlungen wurden, das ergibt sich zwar auch aus französischen, besonders deutlich jedoch aus einigen*) deutschen Berichten. Zu größter Schrockheit nahm Bismarck schließlich seine Zuflucht. „Wir kommen nicht vom Fleck. Ich muß Sie bitten, mir mit einfachen Gegenvorschlägen zu antworten.“ „Aber man muß sie doch begründen.“ „Nein, das müssen Sie mir schon zutrauen, daß ich die Gründe selbst erkenne. Überhaupt muß ich Sie ersuchen, Ihre Worte mehr in der Gewalt zu haben und sich verletzender Reden zu enthalten. Sie sind Herren von Frankreich und ganz unumschränkt. Ich dagegen bin an meine Instruktionen gebunden; an Ihnen also ist es milder zu sein, während ich genötigt bin, die Befehle meines Herrn genau zu erfüllen. Sie wissen, daß wir Montag zu schießen anfangen, wenn wir bis dahin nicht fertig sind, und diese Sprache werden Sie wohl verstehen. Wir sitzen heute schon neun Stunden und werden nicht fertig; das verträgt meine Gesundheit nicht.“ „Aber Herr Graf, aber Herr Graf.“

Als der Redekampf immer weiter währte, machte ihm Bismarck schließlich dadurch ein Ende, daß er erklärte, seine Bedingungen seien ein Ultimatum; er würde von jetzt an deutsch sprechen, und die Herren möchten sich morgen einen Dolmetscher mitbringen. Darauf „große Verzweiflung“. Favre lief im Zimmer umher; Thiers sagte kein Wort mehr, sondern eilte zu einem Tische, ließ die Feder rasch über das Papier gleiten und hielt dann dem Kanzler einen Zettel hin, auf dem er das gewünschte Zugeständnis niedergeschrieben hatte; er fragte nur: Est-ce que cela fait votre affaire? Parfaitement, erwiderte Bismarck, und darauf „ging alles wieder in Ordnung fort“. Aus dieser Szene erklärte der Kanzler selbst das von den beiden Franzosen über ihn abgegebne Urteil: C'est un fier barbare. Die Verhandlungen kamen deshalb noch nicht zum Abschluß, weil sich Thiers nochmals über die Art und Weise der Zahlung in Verbindung mit dem allmählichen Aufgeben der deutschen Okkupation und über andre Fragen der Art in Paris beraten wollte.

Am Abend dieses Tages schrieb Abeken: „Der Minister war so herunter, wie ich ihn kaum gesehen, selbst in den schlimmsten Zeiten. Er hat mich tief gedauert; und der König, dem ich ein Bild davon zu geben hatte, ließ ihm auch seine herzlichste Teilnahme ausdrücken. Todmüde, wie er nun ist, kann er nun doch nicht schlafen... Morgen kommen Thiers und Favre schon um elf Uhr wieder. Nun, er muß sich zum Troste sagen, daß er in einer tausendmal bessern Lage ist als diese

*) Stosch, Denkwürdigkeiten, S. 237. Hohenlohe, Denkwürdigkeiten II, S. 57. Vgl. auch Favre III, S. 113, Sorel II, S. 247.

beiden armen Leute, mit denen er bei aller Not, die sie ihm machen, doch nicht tauschen möchte. Es gibt eben Schlimmeres, als von Thiers und Favre gequält zu werden.“ Und endlich kam am 26. Februar das Ende der Dual, nachdem der Kaiser am 25. die Vollmacht für Bismarck zum Abschluß des vorläufigen Friedens unterzeichnet hatte; Thiers nennt jenen Tag „den grausamsten seines Lebens“. Um elf Uhr erschienen die beiden Franzosen, und um vier Uhr zwölf Minuten hatte Bismarck allein die Unterhandlungen mit ihnen endgültig abgeschlossen. Der General Hohenlohe*), der an eben diesem 26. zum Diner beim Kronprinzen geladen war, sprach nach Tische mit General Rameke über die vorläufigen Friedensbedingungen und fand ihn sehr erregt; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, Bismarck wolle den Vorstellungen von Thiers nachgeben und auf den Besitz von Metz verzichten. Und in der Tat schrieb der Kanzler am Tage nach der Unterzeichnung, am 27., an seine Gattin, daß er „mehr erreicht habe, als er für seine persönliche politische Berechnung nützlich halte“, und hob in bezug auf Metz die „sehr unverdaulichen Elemente“ hervor; er müsse indes „nach oben und nach unten Stimmungen berücksichtigen, die eben nicht rechnen“. Seinen eignen Wunsch, seine persönliche Ansicht ordnete er also auch bei diesem weltgeschichtlichen Ereignis höhern, namentlich militärischen Rücksichten unter.

Noch etwas andres bewog ihn zum schleunigen Abschluß: er fürchtete täglich eine Einmischung Englands. Denn der von Thiers sofort zum Botschafter in London ernannte Herzog von Broglie hatte den englischen auswärtigen Minister Lord Granville schleunigst veranlaßt, bei der deutschen Regierung auf Ermäßigung der Kriegsentschädigung hinzuwirken. Was 1866 in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli in Zittau bei Nikolsburg Benedetti gelang, das versuchte damals der englische Geschäftsträger Russell. Doch als er sich bei Bismarck anmelden ließ, erhielt er die Antwort, durch die französischen Unterhändler sei der Kanzler zu sehr in Anspruch genommen, um irgend jemand empfangen zu können. Jedem Versuche der Intervention geschieht vorzubeugen, das glückte Bismarck wie in Nikolsburg so in Versailles. Er begnügte sich hier am 26. Februar damit, daß 1871 nur eine Milliarde, der Rest binnen drei Jahren gezahlt werden sollte, legte aber den Franzosen gewisse „Daumenschrauben“ an.

Die süddeutschen Minister unterzeichneten mit Rücksicht darauf, daß ihre Staaten ursprünglich selbständig Krieg führten. Als Thiers einer etwas abweichenden, mehr in partikularistischem Sinne gehaltenen Fassung das Wort redete, sagte Bismarck, der aufs sorgsamste die Empfindlichkeit Süddeutschlands und Sachsens zu schonen bemüht war: „Sie zerpflücken mir ja wieder die deutsche Einheit.“ Ah, c'est nous qui l'avons faite! erwiderte Thiers, und Bismarck meinte achselzuckend: Peut-être.

*) Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben, IV (Berlin, 1906), S. 472.

Welcher Gegensatz zwischen der Siegesfreude Bismarcks über den ruhmreichsten Vertrag, den Deutschland je geschlossen hat, und der tiefen Nieder geschlagenheit der beiden französischen Unterhändler! Eine goldne Feder war als patriotisches Geschenk von einem Pforzheimer Fabrikanten durch Sollys Vermittlung überreicht worden, damit sie zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien verwandt würde. Sie fand bei den Deutschen allgemeine Bewunderung. Jetzt zeigte sie der Kanzler den französischen Unterhändlern. Favre hätte beinahe mit dem verkehrten Ende unterschrieben, so aufgeregt war er. Er verabschiedete sich jedoch in würdiger Haltung. Nachdem dann Thiers in großer Hast unterzeichnet hatte, ergriff Bismarck seine Hände, wie jener selbst berichtet, und sagte: Je comprends et j'honore votre chagrin: je suis ministre de Prusse, vous êtes ministre de France; j'ai dû faire ce que j'ai fait. Doch der kleine Mann mit den zornig funkelnden Brillengläsern schoß ungestüm aus der Tür heraus. Auch Hagfeld hebt besonders hervor, daß der sonst so höfliche Franzose abreiste, ohne ihm Lebewohl zu sagen; „er sah sehr sorgenvoll aus, schreibt er am 27. Februar, und er hat wohl auch Grund dazu; denn ein großer Teil dieses verrückten Volkes wird es ihm schwerlich verzeihen, daß er seinen Namen unter diesen Vertrag gesetzt hat.“ Als bei den Deutschen aber am 27., nachdem der Kaiser nachmittags viereinhalb Uhr den Vertrag unterzeichnet hatte, die Einzelheiten bekannt wurden, da bewunderten — so urteilt auch Lorenz — die maßgebenden Personen aufrichtig und einstimmig die Leistung des großen Kanzlers, der gleichsam spielend (um einen Ausdruck Sollys zu gebrauchen) die schwierigsten Fragen des zu begründenden Weltfriedens zu lösen verstand.

Er war es auch gewesen, der rechtzeitig wegen des zu fordernden Siegespreises auf die öffentliche Meinung in Deutschland sehr geschickt einwirkte. Schon im Rundschreiben vom 16. September wies er, wie wir wissen, auf Straßburg und Metz hin. „Da wir von Frankreichs gutem Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, so müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern um unser deutsches Land zu sichern.“ So schrieb am 2. Oktober 1870 David Friedrich Strauß, der Verfasser des „Lebens Jesu“, an seinen französischen Fachgenossen Ernst Renan, und wie jener, so etwa dachten alle Gebildeten in Deutschland. Ein bedeutamer Einfluß solches Volksempfindens auch auf die diplomatischen Vorgänge, der bei den Franzosen schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts deutlich hervortrat, machte sich bei uns erst viel später wirklich entscheidend geltend, nämlich gerade während des Krieges 1870. Bismarck betrachtete es, wie schon die Kürzung und Veröffentlichung der Emser Depesche beweist, als eine Hauptaufgabe seines damaligen staatsmännischen Wirkens, die öffentliche Meinung, die nationale Strömung zu schaffen und zu beherrschen. Die Bedeutung des volkstümlichen Empfindens darf man jedoch

auch nicht überschätzen. Denn gegenüber einer Intervention der neutralen Mächte — was hätte die nationale Strömung allein auszurichten vermocht? Da mußte eines Mannes Staatskunst entscheidend eingreifen, und sie hat erreicht, daß der Friede ein nationaler, kein internationaler wurde.

Dem Vertreter Frankreichs zeigte sich der deutsche Staatsmann fast in jeder Hinsicht überlegen. Thiers durchschaute offenbar Bismarcks diplomatischen Feldzugsplan nicht, der darauf hinauslief, zunächst mit dem Höchstmaß der Forderungen hervorzutreten, um an deren Eindruck zu ermessen, ob er überhaupt bis zu dem Mindestmaß, woran in jedem Falle festzuhalten war, herabzugehen brauchte. Nur in einem Punkte überlistete Thiers den Kanzler: er tat so, als ob die Zustimmung der Versammlung in Bordeaux nicht vor etwa einer Woche erfolgen könne, damit nämlich der Einzug der Deutschen in Paris nicht beschleunigt würde. Statt am Montag begannen deshalb erst Mittwoch den 1. März nachmittags die Truppen einzurücken. Die Ratifikationsurkunden wurden aber schon Donnerstag zwischen zwei und drei Uhr ausgetauscht, da die Versammlung in Bordeaux mit 546 gegen 107 Stimmen in einer Nacht sofort den Frieden angenommen und Favre die darüber in aller Form ausgefertigte Urkunde vorgelegt hatte. Daß nur wenige Truppen in Paris einzogen, berührte den Kaiser sehr unangenehm. Es war „eigentlich Bismarcks Schuld, der immer nur seinem eignen Kopfe folgt, alles allein macht . . . und doch nicht immer alles allein bedenken kann“, schreibt Abeken (Seite 521) sehr richtig; aber ebenso richtig fügt er hinzu: „Die große Hauptsache hat er gut gemacht.“

Der Gang der Verhandlungen, der im Vorstehenden durch Vergleichung der deutschen und der französischen Berichte zu schildern versucht worden ist, wirft helle Schlaglichter auf den Gegensatz in dem Wesen des deutschen und des französischen Staatsmanns. Dieser Unterschied tritt auch anschaulich hervor durch eine wenig bekannte Einzeichnung in die Handschriftensammlung des Grafen Enzenberg, von der in einer Lebensbeschreibung Georgs von Bunsen berichtet wird. Unter Guizots Worte: *Ma langue vie m'a appris de beaucoup pardonner et d'oublier rien* setzte Thiers: *Un peu d'oubli ne nuit pas au pardon*, Bismarck aber fügte hinzu: *Ma vie m'a appris d'oublier beaucoup et de me faire beaucoup pardonner*. Thiers mußte allerdings wünschen, daß seine Landsleute nicht nur „ein wenig“, sondern gänzlich vergaßen, wie er vor 1866 die deutschfeindliche *Blut* angefacht und, als zuerst der Ruf nach „Rache für *Sadowa*“ erscholl, zuversichtlich verkündet hatte, binnen zwei Jahren könne man gemeinsam mit den dann wieder erstarrten Österreichern den Ehrgeiz Preußens zügeln. Doch die auf Erden schon waltende Gerechtigkeit offenbarte sich! Als Unterhändler suchte Thiers, damals wirklich „der einzige Mann in Frankreich“, zu retten, was zu retten war, und erwarb sich gerechte Ansprüche auf den Dank seines Vaterlandes. Doch ihm stand ein Stärkerer, ein wahrhaft Bedeutender gegenüber, der wie früher so jetzt wiederum eine über Deutschlands Zukunft

entscheidende Aufgabe mit fester, sicherer Hand ergriff und dabei gerade die Kräfte in unvergleichlicher Weise einsetzte, deren sie zur glücklichen Lösung bedurfte. Durch seine geniale Staatskunst hat Bismarck es verstanden, die auf all den blutgetränkten Gefilden emporgesprossene Ernte trotz drohender Unwetter sicher heimzubringen.



Das Theater als Kirche

Von Carl Jentsch

2



er zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule die Religion sei, hat vielleicht, ohne es zu wollen und zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite verteidigt.“ Staatsgesetze verbieten nur, die Religion fordert Handlungen und regelt das Handeln. „Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auflösen, Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen.“ Jene herrschen nur über die Äußerungen des Willens, „diese setzt ihre Gerichtsbarkeit bis in die verborgensten Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind wandelbar wie Laune und Leidenschaft, Religion bindet streng und ewig.“ Freilich entspricht ihr wirklicher Einfluß bei weitem nicht der Idee von dem, was sie leisten soll, aber soweit sie ihn ausübt — wodurch wirkt sie? Durch die Sinnlichkeit, durch Gemälde von Himmel und Hölle. (Das stimmt nicht ganz; die Überzeugung, daß wir nach dem Tode von unserm irdischen Handeln Rechenschaft ablegen und die Folgen tragen müssen, wirkt am reinsten, tiefsten und sichersten bei solchen, die auf Ausmalung des verhüllten Jenseits verzichten; aber Schillers Ansicht verdient trotzdem Beachtung in einer Zeit, die sich mit der Konstruktion einer Diesseitigkeitsreligion abmüht.) Wenn nun Phantasiemalerei und Schreckbilder aus der Ferne schon so wirken, welche Verstärkung muß da die Religion durch die Schaubühne erfahren, „wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Torheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an den Menschen vorübergehn, wo die Vorsehung ihre Rätsel auflöst, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, wo alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält. . . . In der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu tilgen.“

Also daß die Schaubühne zeigt, wie der Verbrecher seiner Strafe, bestehe sie auch nur in der Gewissenspein, nicht entfliehen kann, dadurch hauptsächlich wird sie eine moralische Anstalt. Es ist das die Ansicht, die er später selbst verspottet hat, und zwei Jahre vorher hatte er in der Abhandlung „Über das